Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 23 (1943-1944)
Heft: 11

Artikel: "Geisteserbe der Schweiz"
Autor: Wehrli, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-159091

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

betont, daß die Schweiz den Weg der „Regeneration" allein zu suchen und zu gehen habe, traut er ihr doch die Kraft des eigenen Impulses nicht mehr zu, sondern erwartet diesen von den kommenden Entwicklungen in Europa:

> „Mehr als einmal hat europäische Vorwärtsentwicklung uns vorwärtstreiben müssen. So 1798. So wieder 1830... Wieder ist alles wie einst: Die einen Schweizer ersehnen den progressiven Anstoß aus dem Weltgeschehen; die andern ersorgen ihn".

Nobs läßt uns nicht im Zweifel, daß er zu jener Gruppe gehört, die den „Anstoß aus dem Weltgeschehen" ersehnt!

„Geisteserbe der Schweiz".

Von **Max Wehrli.**

Der Literaturhistoriker Herbert Cysarz hat einmal behauptet, er sei in keiner zeitgenössischen Dichtung so viel ästhetischer Potenz begegnet wie in einem gewissen Lehrbuch der Augenheilkunde. Und ein anderer hat einmal festgestellt, ein erwachsener Mann setze sich heute beinahe der Lächerlichkeit aus, wenn er lyrische Gedichte lese... Damit ist der Finger gelegt auf den schwer bestreitbaren Tatbestand, daß die Dichtung in der heutigen Welt in merkwürdiger Irrelevanz ein vereinsamtes, mehr und mehr substanz- und gegenstandsloses Dasein fristet. In der geerbten Würde poetischer Form entstehen nach wie vor Gedichte, Novellen, Romane: aber der Leser greift nach der angelsächsischen Reportage. Gehört es in diesen Zusammenhang, wenn ein Kritiker vom Rang Eduard Korrodis nach einem lebenslangen Dienst an der Dichtung das „Geisteserbe der Schweiz"[1]) als eine Sammlung wissenschaftlicher oder sonst angewandter Prosa vorgelegt?

Daß Gotthelf, daß Keller und Meyer ihre Tempel in unseren Herzen bereits besäßen und darum keiner Anthologie mehr bedürften, wird zwar vorausgesetzt; aber dann werden nicht die übrigen Lyriker und Romanciers, sondern die Historiker und Naturkundler und Biographen als die Schutzgeister der Schweiz aufgerufen. Mag sich nun aber dahinter ein pessimistisches Mißtrauen gegen die poésie pure verbergen oder nicht: für das schweizerische Erbe bedeutet es ein positives Prinzip mit dem beglückendsten Erfolg. Gerade darum nämlich, weil jenes Mißtrauen selber zum schweizerischen Erbe gehört — von Albrecht von Hallers Reue über seine poetischen Jugendsünden bis zu dem hier mitgeteilten Bekenntnis des zarten Lyrikers J. G. von Salis, es sei ihm in den Tagen der Entscheidung eines freien Mannes unwürdig erschienen, „die gefahrlose Muße eines Harfners oder Mi-

[1]) „Schriften von Albrecht von Haller bis zur Gegenwart", ausgewählt von Eduard Korrodi. Rentsch Erlenbach-Zürich 1943. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage.

nistrels auch nur zu wünschen", ganz zu schweigen davon, daß nicht nur die Literaten des 18. Jahrhunderts, sondern auch die großen Dichter des 19. Jahrhunderts als politische und moralische Lehrer auftreten. Die Schweizer sind gerade wegen „der Würde des freien Mannes" kein Volk der Dichter und Denker. Das ist zum mindesten die qualité de leurs défauts.

Aber wo selbst die Dichter oft Dichter wider Willen und wider eigenes Gewissen sind, da können es auch die Wissenschafter sein; was sich jene versagen, gewinnen diese. So sind gerade darum diese Seiten nicht die bloßen Dokumente für wissenschaftliche oder praktische Verdienste oder lobenswerte Gesinnungen aus vergangener Zeit, sondern sie tragen den Glanz echter Anschauung, und sie sind erfüllt von der sachlichen Kraft lebendiger Männer, die in der Mitte der Dinge stehen. Sie sind wortgewordener Geist und wortgewordene Welt und sind damit Meisterleistungen der Sprache so gut wie die poetischen Gebilde einer unverbindlicheren Phantasie. Im Bereich der Sprache gibt es keine andere „Ursprünglichkeit" als eine dichterische, wie Dichtung ja selber nur aus dem Besitz des Ganzen und nicht aus irgend einer speziellen Fertigkeit heraus existieren kann. Und wo in diesen Texten der wissenschaftliche Inhalt sachlich veraltet ist, da hat sich, nach der Auswitterung des Verweslichen, die dichterische Struktur nur umso reiner herausgestellt. Das gilt für die schweizerische Befreiungsgeschichte, wie sie Johannes von Müller mythisierend gestaltet hat, es gilt wohl auch für die naturhistorischen Darstellungen eines Friedrich von Tschudi oder Oswald Heer: mag auch die „wissenschaftliche Richtigkeit" im Einzelnen fraglich geworden sein, die „Wahrheit" der Vision war zuerst und sie bleibt als unser Erbe bestehen.

Ja selbst innerhalb der Texte, wie sie Korrodi ordnet, zeigt sich die Entwicklung der wissenschaftlichen Betrachtung aus der großen Anschauung des Dichters. Albrecht von Haller noch bändigt die unübertrefflich genaue Optik seines Alpenpanoramas in die gedrängten Alexandriner seines Lehrgedichts, Geßner die Beschreibung seines Rasenstücks in den Wohllaut melodischer Prosa, Tobler verkündet seine Naturergriffenheit in den hymnischen Sätzen des goetheschen Sturms und Drangs. Die dichterische Anschauung des Ganzen ist selbst noch die Grundlage für den wissenschaftlichen Vortrag eines Albert Heim. Diese großen Schweizer Naturforscher reden mit einer unbefangenen und menschlichen Offenheit, die im Vergleich zu der entsagenden Armut moderner Fachsprache immer wieder verwundert. Aber warum soll etwa zum geologischen Phänomen des „Gerölls" nicht auch der Gedanke an das unheimliche, schweigsame Walten der Zeit gehören, wie ihn Ludwig Rütimeyer großartig vergegenwärtigt? Auch Goethe hat sich in seiner Farbenlehre nicht die Betrachtung der sittlichen Wirkung der Farben versagt.

Es ist ein Glücksfall, wenn am Ende des Bandes und am Ende des Zeitraums Paul Nigglis Rede von 1943 wiedergegeben werden kann: da wird in überlegenster Weise von den Zusammenhängen der Naturerkenntnis

mit dem Ganzen eines freien und gebildeten Menschseins gehandelt. Es betrifft selbst die naturwissenschaftliche Terminologie: „Kein naturwissenschaftlicher Begriff ... ist etwas unmittelbar Naturgegebenes, aus beschreibender Technik Herausfallendes. Er ist das Produkt von Intuition, Phantasie, unendlicher Arbeit und Kritik. Er ist nichts Dauerndes und Festes, sondern ein ständig Wandelbares, der tieferen Einsicht sich Anpassendes, dem jeweiligen Gesamtbild Untergeordnetes." Und „in der Tat: wissenschaftliche Naturerkenntnis verunmöglicht das künstlerische Erlebnis nicht". Nicht nur der Gegensatz von Literatur und Leben, auch der von Wissenschaft und Leben ist überbrückt.

So ist es wirklich, wie Korrodi sagt, das selbe Alpenmassiv, das selbe réduit, in welchem sich die Naturforscher und die Geschichtschreiber der Schweiz begegnen, und großartig stellt sich neben Rütimeyers „Geröll" Troxlers Betrachtung über die „Wetterscheide der Zeit". Auch Geschichtschreibung ist nicht beschreibende Technik, sondern nährt sich aus den Kräften der ganzen Existenz. Es ist wie eine Bestätigung der Ausführungen Nigglis auf diesem andern Gebiet, wenn Robert Durrer, gerade als besonnener Wissenschafter, vom unersetzlichen „Wert der Lokaltradition in der Geschichte" spricht. Und ist nicht auch die genossenschaftliche Idee, wie sie die gedrängten Sätze Richard Fellers in der Schweizergeschichte sichtbar machen, oder ebenso Jakob Burckhardts Begriff „Europa" mehr als ein einfach vorhandener Tatbestand? Auch in dieser Gruppe „Mythus und Geschichte" reichen die schweizerischen „Ursprünge" unablässig hinaus und hinab in die Weite und Tiefe europäischen und menschheitlichen Wesens, am eindrücklichsten natürlich in Bachofens Gang zu den Müttern.

Nicht das selbstherrliche dichterische Wort, sondern sein Dienst am Charakter und der Gestalt des Menschen ist von jeher schweizerisches Anliegen gewesen. Niggli unterstreicht Pestalozzis Wort: „Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich als durch Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, durch Menschenbildung ..." Immer wieder erscheinen nicht die Tugenden des Genies, sondern die des Charakters und der politischen Geselligkeit als das Höchste. Der Mensch ist wichtiger als sein Werk: das bedeutet subjektiv die Gefahr des Dilettantismus, objektiv ein verantwortungsvolles und oft entsagendes Vermeiden extremer Lösungen. Zum geistigen Erbe der Schweiz gehört nichts so sehr wie das Gedächtnis ihrer Männer, das nicht um ihrer Genialität willen, sondern wegen ihres charaktervollen, menschlich-politischen Wesens und Handelns geliebt wird: wie sie immer wieder ihr „angewiesenes Tagewerk im Dienste des Staates" übernehmen, sei es nun die Tat, zu der sich Tell berufen ließ, sei es das Wirken des Seligen vom Ranft oder des Generals Dufour rasche, menschliche Erledigung eines Bruderkriegs.

Die Schweiz ist darum auch seit dem 16. Jahrhundert das Land biographischer und autobiographischer Kunst, mit der vorbildliches Menschenwesen immer neu umschrieben und gestaltet wurde. Und darüber hinaus

ist es ja auch nicht die Philosophie, sondern die Psychologie, die Physiognomik und, im ästhetischen Bereich, die Kritik, die bei uns ihre Meister gefunden hat (von Lavater bis zu Jung, von Bodmer bis zur modernen Kunst des hier von Fritz Ernst, Carl J. Burckhardt, Emil Staiger vertretenen Essais).

Diese biographische Kunst war eines der schönsten Vermögen des menschenfrohen 18. Jahrhunderts und des anschließenden Biedermeier. Von solcher Kunst des „Denkmals" zeugen hier Stücke aus J. J. Hottingers meisterlicher Geßnerbiographie und aus Hessens Salomon Landolt. Diese beiden Zürcher Salomone sind als Originale, als Charakter, als Menschen und nicht als Männer bestimmter Verdienste in der Erinnerung geblieben. Wie sich hier schweizerische Ursprünglichkeit mit der Kultur des Rokoko verband — darin liegt der Grund und der Zauber dieses großen Dixhuitième.

Und es gehört nun zum schönsten in Korrodis Sammlung, wie allenthalben solches Menschenwesen aufleuchtet, eine schweizerische Humanität oder gar Urbanität, in der sich Ursprünglichkeit und Bildung mannigfach verbinden, wo sich die bescheidene vaterländische Enge immer wieder von einem weiten europäischen Himmel überwölben läßt. Man findet dies ebenso gut in den Lebensbildern eines Philipp Anton von Segesser wie in J. J. Weltis Winterthurer Abiturientenrede über „Urbanität" oder in Dufours Armeebefehl. Aus föderalistischer Besonderung oder aus dem Eigen-Sinn eines persönlichen Wesens schlägt wahre Humanität immer wieder im Dienst des geistigen Ganzen ihre Brücke. Welcher Adel und welches menschliche Wissen spricht nicht aus C. F. Meyers Erinnerungen an Gottfried Keller oder selbst aus Kellers Betrachtungen über Gotthelf! Und was für ein Vermächtnis sind immer noch die „Zwei Predigten" aus Federers „Berge und Menschen"!

Auf solche Querverbindungen kommt es der Sammlung an. Aber untrennbar von diesen innerschweizerischen Begegnungen sind die Bögen zu den großen Geistern Europas. Um nur zwei ganz verschiedene Beispiele zu nennen: die Freundschaft Carl Burckhardts mit Hofmannsthal oder die kühne Kurve, die das reißende Gefälle der Geister und Zeiten zwischen Shakespeare und dem Armen Mann im Toggenburg zu überwinden vermochte.

Man würde nicht fertig, wollte man gerade das kostbare Geflecht dieser Beziehungen nachzeichnen, die der Herausgeber herausgreift oder erst stiftet. Denn keiner der Texte ist im Rahmen der Sammlung bloßes Strandgut der Zeit, jeder steht im Licht der übrigen und ist umgekehrt wieder für diese eine Erläuterung. Könnte man doch beispielsweise Kellers Lob von Gotthelfs „Elsi der seltsamen Magd" der Bachofenschen Schilderung des Mädchens von Megara gegenüberstellen. Oder was ist nicht alles vom Inhalt des Buches beziehungsreich zusammengefaßt in Emil Brunners Schlußbeitrag über den Christlichen Staat!

Eduard Korrodi hat, schon als Kritiker, Geist und Literatur immer wieder als ein Phänomen der Geselligkeit aufgefaßt. Von dem Auftrag und der Lust, die großen Geister seines Landes zu einem convivium zu versammeln, spricht die Vorrede, zu einer Gemeinschaft, in der die zeitlich oder persönlich Getrennten sich nicht nur erstmals begegnen und spiegeln, sondern sich nun auch zu einer Welt integrieren, die mehr ist als die bloße Summe der Einzelnen. Der Herausgeber bekennt sich als „der Gelenkte der Geister, die er rief". Aber man wird nicht übersehen, wie sehr hier, aus innerstem Anliegen, selber jene aus Herz und Bildung fließende Humanität am Werke sein mußte, um so rufen zu können. Die Sammlung beschränkt sich auf Texte der letzten zwei Jahrhunderte; das 17. Jahrhundert steht sowieso fast wie ein weißer Fleck in der geistigen Landkarte der Schweiz, und ältere Texte sind uns im sprachlichen Laut nicht mehr ohne weiteres zugänglich. Aber thematisch sind die älteren Zeiten in wohlerwogener Weise in den späteren Texten enthalten und durch die Beschränkung ist eine zwingendere Einheit von Geist und Stil erreicht.

Dieses „Geisteserbe" ist nicht ein „bleibendes Gut" im Sinn eines Bestandes von Werken, die nun einmal dem Zahn der Zeit mehr oder weniger entgangen wären. Dann hätte die erste Ausgabe von 1929 unverändert wieder aufgelegt werden können. Vielmehr bleiben die ausgewählten Texte Repräsentanten und Ausläufer von Zusammenhängen, die jenseits der Buchdeckel aufdämmern und die das eigentliche Thema darstellen; die Texte sind darum „auswechselbar und keineswegs kanonisch". Bei dem Reichtum schriftlicher Überlieferung, bei der Weite und Tiefe der hier ins Auge gefaßten Wirklichkeit werden sich jedem Leser neue Wünsche, weitere Fragen ergeben. So war es eine ausgezeichnete Idee, die Anthologie selber zu einem schaffenden Spiegel zu machen, die Fülle und das fortdauernde Leben der Überlieferung im Wandel der Sammlung selber anzudeuten. Daraus rechtfertigt sich auch die kühnste Neuerung: durch die Aufnahme Lebender den unmittelbaren Anschluß an unsere Stunde herzustellen. So ist die so stark veränderte zweite Auflage keine Korrektur der ersten, sondern die glücklichste Demonstration über den Sinn eines solchen Unternehmens, wenn es lebendig sein will. Das schweizerische Erbe ist, um mit Kellers Bild zu reden, der Diamant, dessen Facetten oft blind im Dunkel liegen, oft in wechselnder Weise aufstrahlen, je nachdem das Licht der Zeit auf sie fällt. Hoffen wir, das Buch werde so begehrt, daß sein Herausgeber Gelegenheit hat, den Scheinwerfer wieder einmal ein Stück weiterzudrehen.